

Den wenigsten kann ich den Namen geben

Autor(en): **Meier, Herbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 9: **Marktwirtschaft heute**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Den wenigsten kann ich den Namen geben

HERBERT MEIER

Die Stadt ist zu klein.

Den wenigsten kann ich den Namen geben; das scheint sie zu verwirren. Jemand erwidert ihren Gruss und gibt ihnen den Namen nicht. Sie blicken sich um, alle blicken sich um. Sie wollen sich vergewissern, ob es am Ende nicht jemand anders war: einer, der sie anscheinend doch nicht kennt.

Wer war das eben? Den Mantel kenne ich.

Der Mantel hing schon irgendwann neben meinem Mantel, bei abendlichen Anlässen, wenn es kühl geworden ist und man zum Schutz einen Mantel mitnimmt. Auch der Hut erinnert mich an einen schon gesehenen Hut. Es könnte der Hut eines Rechtsanwaltes sein, eines Richters.

Nein, die Richter kenne ich alle, es sind nicht viele, der Oberrichter, der Amtsrichter, der Friedensrichter. Aber von Rechtsanwälten wimmelt es in dieser Stadt.

Der Rechtsanwalt hat einen leichten Gang, nach einem guten Frühstück, die Ledertasche voll mit frischen Geschäften. Er wirft im Vorübergehen einen Blick auf den Steinlöwen und Wasserspeier; von einem Löwen dürfte man nicht reden, es ist nur die Fratze eines Löwenkopfes, aber ich schwöre: jeder mann nennt den Wasserspeier einen Löwen.

PARS PRO TOTO.

Die uralte Sache.

Auch der Rechtsanwalt hat sich umgeblickt, wahrscheinlich nicht nach mir allein. Hinter mir werden noch andere Leute gehen. Immer vergesse ich, dass man um die Zeit nicht der einzige in dieser Gasse sein kann.

Die Stadt wacht zu früh auf.

Um sieben ist sie schon auf den Beinen.

Da folgt man mir und geht an mir vorbei, kommt mir entgegen und auf mich zu, überquert die Gasse irgendwo und irgendwann. Die Gasse ist zu eng. Das Trottoir ist zu schmal, ein mittelalterlicher Gehsteig, eine Mauer entlang, die alte Innenhöfe einfasst. Der Brunnen steht in der Mauernische,

aber der Trog reicht auf den Gehsteig hinaus. Viele weichen auf die Seite, treten mit einem Fuss in die Rinne. Alles geht zu Fuss. Den Wagen ist die Durchfahrt verboten.

Sein nobler Mantel hat einen weissen Fleck, Steinstaub vom Brunnentrog vielleicht. Mit dem Ellbogen hat er die Steinmuschel berührt, ohne es zu wollen.

Nach mir hat er sich nicht umgesehen; eher um sich zu vergewissern: bevor einer die Strasse überquert, schaut er sich nach allem um, was kommen könnte. Auch dort, wo er weiss: Hier ist die Durchfahrt verboten. Auch dort vergewissert man sich, ob nicht doch ein Wagen kommt, einer, der die Tafel übersehen hat.

Und das Leben eines Rechtsanwaltes ist teuer. Er muss sich vorsehen, bevor er eine Strasse überquert. Das ist verständlich, das ist notwendig.

Wer sich nicht selber schützt, kommt um, manchmal auf offener Strasse.

Beim Überqueren der Strasse wurde er von einem Lieferwagen angefahren, stürzte, erlitt einen Schädelbruch sowie innere Wunden. Verletzungen, würde es heissen, innere Verletzungen, denen er am andern Tag erlegen ist. Es handelt sich um den bekannten Fürsprech Sager.

Ja. Sager. Endlich ist mir sein Name eingefallen.

Das eben war Sager.

Sein Kinn springt vor, und sein Mund ist verbissen. Ein Mund, der eine Waffe ist. Die Fürsprechwaffe zum Verteidigen schwieriger Fälle. Bei ihm müsste man anfragen, wenn es je so weit kommt.

Er kennt mich. Er hat mich mit Namen gegrüsst.

Guten Morgen, Herr Doktor Staal.

Die meisten grüssen nur mit dem Titel und lassen den Staal. Er nicht, Sager nicht. Ihm muss an meinem Namen etwas liegen.

Da hocken wieder die Ringeltauben auf der Mauer und ruken.

In der Stadt weiss man:

Dieser Staal hat seine Gassen, seine Strassen, die er begeht, die er befährt. Man könnte sie aufzählen und die Zeiten notieren, wann er sie benutzt. Man wäre in der Lage, weitere Auskünfte zu erteilen. Zum Beispiel: Er parkt seinen alten Citroën vor der Festung des Sébastien Le Prestres, Marquis de Vauban, täglich um fünf vor sieben. Er geht dann, mit Büchern unter dem Arm, durch das Tor die Schmiedengasse hinunter über den kleinen Platz zum Café Greiben, wo er zu Morgen isst, als hätte er zu Hause keinen Tisch;

als könnte seine Mutter ihrem fünfunddreissigjährigen Sohn nicht eine Tasse Kaffee einschenken, eine Scheibe Weissbrot abschneiden, Butter auftischen, Konfitüre, ein Ei, wenn er das mag.

Das Kopfsteinpflaster, über das er jetzt geht, zwingt ihn, auf die Füße zu blicken. Denn er glaubt dann und wann wirklich über Köpfe zu gehen, nicht über Steine: porphyrische Köpfe, würde Zygart, der Geologe, sagen.

Ein unsicheres Gehen ist es allemal.

Da geh ich nun täglich über diesen Platz, und immer gehe ich wie über Köpfe. Ich dürfte es niemandem sagen, man hat so kindische Vorstellungen: Du gehst über Köpfe, über zahllose Köpfe wie über Schülerköpfe, wenn sie unter dir schreiben und sich in schwierige Sätze verbeissen oder vor Nachdenken ins Leere blicken. Dabei finde ich die Stelle nicht mehr, wo die Ausgrabungen stattfanden, vor ein, zwei Jahren. Man hat die alten Kopfsteine wieder eingesetzt, jetzt sind die Spuren verwischt.

Immerhin. Die Stadt schätzt die archäologischen Verdienste Staals. Nicht jeder entdeckt den verschütteten Architrav eines alten Tempels. Man hat Gussrohre verlegt, Staal war vorübergegangen und hatte den Graben gemustert, einem seitlich vorragenden Stein misstraut und einen Arbeiter vom Aushub gebeten, den Stein sachte zu lösen. Da entdeckten sie den Rand einer grösseren Steintafel. Die Steintafel wurde freigelegt, ausgehoben; und sie trug die Inschrift

norem domus ivinae
I O M
vicani Salodurensis Publ

Das war leicht zu entziffern.

Die Einwohner des Dorfes Salodurum hatten, zu Ehren des kaiserlichen Hauses, dem Besten, Höchsten, dem Gott Jupiter einen Tempel geweiht.

Staal identifizierte die Tafel und weitere Fundstücke, schrieb einen Bericht und war fortan mehr als ein Lateinlehrer: ein Entdecker.

Die Steintafel ist jetzt im Museum ausgestellt. Es kommen im Jahr nur wenige Besucher, der Abwart kann sie an den Fingern abzählen.

Die Stadt sprach ein, zwei Tage über den Jupiterfund. Die meisten wussten mit dem Namen weiter nichts anzufangen und redeten schlicht von dem römischen Zeug, das man wieder einmal beim Lochen und Graben entdeckt habe. Was hat man nicht alles schon ausgegraben, in den letzten Jahrzehnten. Das vergisst man doch gleich, kaum ist es am Tageslicht. Für die Schüler ist

der Name Jupiter eine Vokabel, die in den Texten vorkommt. Die Tempelentdeckung hat dem Lehrer nichts als den Übernamen eingetragen. Sie nennen ihn seitdem JUPI.

Opfertiere sind hier geschlachtet worden. Unter dem Kopfsteinpflaster müssen noch Gebeine liegen, tief unten. Ich sehe die blitzenden Opfermesser, mit verzierten Griffen. Ich höre das Gebrüll der Tiere.

Das ist keine aus meiner Klasse. Aber ich glaube, sie heisst Helen. Wo kommt denn die her? Wo ist die in der Nacht gewesen, gelegen? Sie hat wenig geschlafen, man sieht es ihrer Haut an.

Jetzt grüsst sie.

–Guten Morgen, Helen, sage ich.

Sie wirft mir einen Blick zu und scheint mich zu belächeln. Es war offenbar nicht ihr Name.

Da kommt sie in einem kurzen Rock daher, die Schenkel halb entblösst, wie viele jetzt; in einem zündroten Rock. Sie blickt sich um, flüchtig.

Sie wird es den andern erzählen: er hat gegrüsst und mir den falschen Namen gegeben.

Man sollte ein Messer haben, eines, das scharf schneidet; oder eine Schere. Man müsste sie aufschneiden, mittendurch; sie aufscheren, wie eine Languste.

Im Café Greiben setzt sich Staal ans Fenster neben der Standuhr, das weiss man. Der Tisch ist gedeckt, ein rotes Schildchen steht da, mit der Aufschrift «Réserve». Surbeck bereitet ihm selbst den Kaffee, denn Surbecks Tochter ist Staals Schülerin. Und einige denken, er wolle sich gastfreundlich die Gunst des Lehrers erkaufen.

Sie war Staals Schülerin, müsste man sagen. Sie ist es nicht mehr. Gestern hat man sie beerdigt.

Ein neuer Gast ist da, als Staal eintritt.

Die ergraute Mähne des Zeichners Hudibras, wer kennt sie nicht. Hudibras heisst Hugi, ehemals Zeichenlehrer. Karikaturist noch immer, mit seinen achtzig Jahren.

Ein Riese mit den Augen eines Kaninchens.

Die Augen blinzeln immer, gemäss seiner stadtbekanntem Lehre: Nur mit blinzelnenden Augen erkennt man die richtigen Farben.

Da sitzt Hugi und wartet.

Immer wartet er irgendwo. Er wartet auf Motive. Seine Motive sind Gesichter, Leute.

Heute bin ich das Opfer, sonst sässe er nicht im Greiben.

Staal ist ein dankbares Objekt, möchte man meinen. Hugi jagt noch immer bestimmten städtischen Köpfen nach. Aber seine Karikaturen und Porträts erscheinen nicht mehr wie früher. Er sammelt sie nur noch und bewahrt sie in grossen schwarzen Mappen auf.

Die halbe Stadt habe ich unter Verschluss, sagt er. Früher hatte er eine Zeitung herausgegeben, die zur Fasnachtszeit erschien. Die Zeitung hiess HUDIBRAS. Von daher ist Hugi der Hudibras geworden. Und die wenigsten wissen mehr, dass Hudibras eigentlich Hugi wäre. Mit der Fasnacht ist es bekanntlich bergab gegangen, in den letzten Jahren. Mit der Zeitung auch. Zuerst erschien sie auf zwei Bogen, dann auf einem Bogen zum alten Preis; zuletzt auf einem einzigen Blatt, zum gleichen Preis; und jetzt nicht mehr. Was Hudibras nicht hindert, weiter nach Köpfen zu jagen, in aller Hundsfrühe, wenn es sein muss. Er ist der alte Kopfjäger geblieben.

Aus der herunterhängenden Rocktasche hat er den weissen Block gezückt. Mit dem Sackmesser spitzt er den Bleistift und blinzelt immer zu Staal hinüber.

– Ich gebe doch nichts her, sagt Staal.

– Das werden wir sehen, sagt Hudibras.

Die Standuhr tickt. Standuhren haben etwas von aufrechten Mumien.

Gesund und tot.

Surbeck scheint eine Geschichte zu erzählen.

Die Geschichte seiner Tochter Anna.

– Aber eine Sechzehnjährige kann doch schwimmen.

– Und wie konnte sie schwimmen! Wie ein Aal.

– Also. Wer schwimmen kann, ertrinkt nicht.

– Nun ist sie ertrunken. Ich brings und brings nicht zusammen. Da geht sie am Mittag um zwei aus dem Haus hier...

Niemand brachte es zusammen.

Angeblich war Anna Surbeck mittags um zwei von zu Hause weggegangen, in weissen Sandalen.

In weissen, fast altrömischen Sandalen, möchte Staal beifügen; eine marineblaue Badetasche umgehängt, mit weissen Kordeln. Niemand schien sich später zu erinnern, ihr an dem Tag begegnet zu sein, nicht in der Stadt und nicht im Strandbad, ausser Staal, aber der spricht nicht davon, weder

hier noch anderswo. Nie spricht er davon. Auch jetzt nicht, wo der unerklärliche Fall der Anna Surbeck im Greiben erneut besprochen wird.

So war sie ausgezogen, unsichtbar wie es schien durch die Strassen gegangen. Und Wochen später, acht Wochen später, sagt Surbeck, hat man sie aus dem Aarerechen gefischt. Unten beim alten Kieswerk.

Niemand weiss, wo sie ertrunken ist. Auch die weissen Sandalen hat man nirgendwo gefunden.

Surbeck sagt: Ja, ja.

Hudibras blinzelt, fährt mit dem Bleistift durch die Luft, misst die Geichtsverhältnisse.

- Dann hat sie sich eben ertränkt, sagt er.
- Nein. Das hat sie nicht.

Auch in der Stadt hatte man an Selbstmord gedacht.

Anna ist in der Nacht von einer der drei Brücken gesprungen. Anna hat sich am frühen Morgen von der Mauer beim alten Hafen gestürzt. Ende Juni war der Wasserstand nicht hoch. Man konnte die Algen sehen, die Algen auf den grossen Kieseln am Grund. Nein, sie hätte sich doch die Beine gebrochen, das Becken, den Rückgrat. Sie wäre liegen geblieben. Die Strömung hätte sie nicht fortgeschwemmt. Denn die Strömung ist dort nicht stark. Es sei denn, sie wäre ins Tiefe hineingewatet und so versunken.

Wie soll aber jemand mit gebrochenem Becken noch waten? Und aus welchem Grund hätte sie den Tod im Wasser suchen sollen?

Eine Liebesgeschichte war auch nicht im Spiel, sagt man.

- Eine Liebessache, nein.
- Wirklich nicht?
- Ich schwöre, Hudibras.
- Woher willst du das wissen.

Der Bleistift zieht Striche. Hudibras sagt: Verdammt. Er trennt das Blatt vom Block, zerknüllt es und steckt es in die Rocktasche. Die Rocktaschen sind voll von zerknüllten Blättern: zwei hängende Papierkörbe, die nur im eigenen Garten geleert werden, wie er sagt; und deren Inhalt sogleich verbrannt wird, bei Windstille, damit die verkohlten Fetzen nicht in die Nachbargärten fliegen, sich dort auf Gras und Sträucher setzen und womöglich von fremden Augen entziffert werden. Das darf nicht sein.

Ein schwieriges Gesicht, dieses Staalgesicht.

Ein Blatt ums andere wird zerknüllt.

- Jetzt muss ich es kriegen, sagt Hudibras.
- Was denn?

- Das richtige Staalgesicht.
- Versuchen Sie es.

Es soll es nur versuchen. Er glaubt noch immer, ein Gesicht sei auf einer Fläche einzufangen mit allem, was darin ist. Mein Gesicht bringt er nicht auf Papier.

Staal streicht Bienenhonig auf die Weissbrotscheibe.

Im Rechen hat man sie gefunden, am Samstag nachmittag, sie aus den Stäben gezogen, in den Kleidern. Aufgequollen war sie, wie eine Schwangere, sagt man. Aber sie war nicht schwanger. Man sah sie im Grund immer allein.

Sie hatte keine Bekanntschaft.

Staal hört: sie hatte keine Bekanntschaft.

Er isst die Honigschnitte. Er isst wie die Kinder ganze Schnitten. Er bestreicht nicht kleine Bissen mit Butter und Honig. Er bestreicht ganze Scheiben.

Die Herren von der Untersuchung haben sich noch nicht geäussert. Berichte brauchen Zeit.

Einer, der dabei war, will eine Wunde gesehen haben.

Sie hatte eine Bisswunde im Nacken, heisst es.

Eine Zeitung schrieb: Nacken des Opfers weist Bisswunde auf.

– Von Menschenzähnen oder von Hundezähnen? fragt Hudibras.

– Was fragst du. Sie ist doch wochenlang im Wasser gelegen. Da verändert sich doch alles. Nicht war, Herr Doktor?

– Bis zur Unkenntlichkeit, sagt der.

Surbeck sieht, Staal verschlingt Honigschnitten. Und das Brot ist frisch, heute früh um fünf aus dem Backofen gezogen, aus Froidevaux' Holzbackofen. Ob er das zu schätzen weiss? Froidevaux besitzt den letzten Holzbackofen weitherum. Es ist der Mund, der beisst und kaut, nicht Staal, der isst. Staal blickt immerzu auf den Stuhl dort.

Seine Blicke sind festgenagelt.

Staal hört mit.

Staal wartet auf die Geschichte vom Vogel.

Er kennt sie aus erster Quelle.

Surbeck erzählt sie immer wieder, seit Anna vermisst war.

Jetzt fängt er an:

– Er hat sie immer verfolgt, dieser Neuntöter.

– Neuntöter? fragt Hudibras.

– Wissen Sie, das war ein Vogel, sage ich.

– Ein Vogel, der würgt die jungen Vögel und spiesst sie auf. Auch Mäuse.

Mitten auf die Dornen. Er hatte das Nest...

Das kennt man. Ein Nest hinter dem Haus ihres Grossvaters, in einem Weissdorn. Das war Reinhart, der Vater seiner Frau selig. Die hatten bekanntlich ihr Haus oben am Berg.

– Ja. Und da ist sie oft gewesen. Da hat sie den Neuntöter beobachtet. Und dann nächtelang von ihm geträumt. Hudibras blinzelt nicht mehr. Er fasst mich offen ins Auge; zeichnet jetzt. Es wird ihm nicht gelingen.

Surbeck sagt: Er hat einen roten Rücken.

Ja und durch das Auge zieht ein schwarzer Streifen.

– Der ist wie ein Dolch, sage ich.

– Wie ein Dolch. Ja.

– Sehen Sie. Ich kenne die Geschichte auswendig, sage ich.

Hudibras trennt sein Blatt vom Block, zerknüllt es:

– Ja. Verdammt nochmal.

Surbeck erzählt wahrscheinlich die Neuntötergeschichte den meisten Gästen. Das hängt mit dem Fall seiner Tochter zusammen. Alles verknüpft er mit diesem Vogel. Neun-töter. Er löst dann die Neun und sagt: An einem Neunten ist sie verschwunden. An einem Neunten hat man sie aus dem Wasser gezogen.

– Die Neun ist im Spiel, sagt er. Das kann mir niemand nehmen.

– Das sind so Zusammenhänge, sagt Hudibras.

Staal zählt Geld auf das weisse Tischtuch.

– Der Herr Doktor will zahlen?

Surbeck verlässt den Tisch, wo gezeichnet wird. Ein Gesicht nach dem andern wird gezeichnet, und keines wird das Staalgesicht.

Der Herr Doktor bezahlt nicht jeden Tag. Auch nicht wöchentlich, oder sagen wir, am dreissigsten des Monats. Er bezahlt zwischenhinein, mal nach acht Tagen, mal nach fünf Wochen, nach keiner Regel.

Die Agenda liegt aufgeschlagen da.

Die Tage, an denen er im Greiben gegessen hat, sind mit schwarzen Kreuzen vermerkt. Er führt Buch, mit feinen Filzstiften. Der Wirt scheint ihm zu vertrauen.

Heute macht es vierundzwanzig Franken.

Staal sammelt die Münzen ein und zückt eine fünfziger Note.

Er will kein Herausgeld diesmal.

Surbeck will es nicht annehmen.

Er könne es brauchen, nach dem Todesfall.

Todesfälle sind teuer für die Hinterbliebenen.

– Das schon, sagt Surbeck. Aber...

– Kein Aber. Nehmen Sie es.

Surbeck nimmt es, geht zur Kasse, tippt, kurbelt. Das Zählwerk zeigt 24.00 an, weisse Ziffern auf schwarzem Grund. Die Schublade springt heraus. Staal ist aufgestanden.

– Bitte, Herr Doktor. Nehmen Sie das.

Staal scheint unerbittlich zu sein.

Er lächelt im Gehen: Bitte, Surbeck.

Er soll es nehmen, wenn ich es ihm geben will.

Er übervorteilt mich nie. Das ist es, was ich ihm bezahle, seine Moral.

Man müsste eine neue Steintreppe legen. Die Ränder einzelner Stufen sind abgeschlagen. Hier und hier, wie von Hämmern. Es waren doch Ammonshörner eingeschlossen. Wo sind die Ammonshörner jetzt? Ausgeschlagen, abgeschlagen. Ein Dieb könnte am Werk gewesen sein, ein archäologischer, geologischer Dieb. Zwygart trägt immer sein Hämmerchen bei sich. Nein, die Stufen sind anderswie zerschlagen worden. Durch die gusseisernen Tische und Stühle vielleicht: Zierguss, den man in der Halle aufgestellt hat. Engel, nackt aus Rosenschalen steigend, Früchte, geschwärzt. Eine Öllampe auf dem Tisch. Über diese Treppe ist vielleicht der Sarg der Anna Surbeck hinabgetragen worden.

Särge sind teuer, auch bescheidene Särge.

Meinetwegen soll er die restliche Summe zum Sarg legen.

Nein, der alte Kopfhänger erlegt mich nicht.

Er mag seinen Bleistift spitzen, wie er will.

Was hat er zu Surbeck gesagt, als ich hinausging?

Ich gehe verdreht? Gehe ich wirklich verdreht?

Staal ist verdreht, finden einige.

Die Schultern trägt er schief, wenn er so kommt, als wollte er die Luft zerschneiden. Die eine Schulter stösst wie ein Kiel ins Leere. Nicht immer, aber in gewissen Augenblicken. Niemand kann sagen warum. Ärzte deuten auf Verschiebungen der Halswirbel, auf muskuläre Verspannungen. Ferner gibt es einige, die sich fragen, seit wann denn Stahl verdreht ist. Sie vermuten, das habe irgendwann seinen Anfang genommen. Aber Anfänge fallen selten auf; erst, wenn es längst begonnen hat.

Er geht verdreht, hat Hudibras gesagt,
als Staal das Greiben verliess.

(Vorabdruck aus einem neuen Prosabuch, das im Januar 1970 unter dem Titel «Stiefelchen. Ein Fall» im Benziger-Verlag, Zürich, erscheinen wird.)